

Ehre und Demut

Von Johannes B. Schuster S. J.

Daß das natürliche und christliche Sittengesetz eine wohlgegliederte Einheit mannigfacher Tugendforderungen bildet, bestimmt, das Ebenbild und Kind Gottes als Glied im Reiche Christi zu gestalten und zu entfalten, ist uns wohl bekannt. Es gibt keinen gottgewollten, sachlichen Konflikt zwischen den einzelnen Geboten. Derselbe göttliche Wille und dieselbe göttliche Heiligkeit steht hinter jeder Einzelforderung des Sittengesetzes als Hüter und Garant ihrer unbedingten Gültigkeit. Menschliche Begrenztheit und Enge der Erkenntnis sind schuld, wenn es zu sog. sittlichen Konflikten kommt, in denen es den Anschein gewinnt, als ob die eine Forderung nur auf Kosten und mit Verletzung der andern erfüllt werden könnte. Die Regeln zur Entscheidung solcher Gewissenskonflikte, die die katholische Moraltheologie und Moralphilosophie erarbeitet hat, nehmen als unumstößliche Voraussetzung an, daß es unabhängig von den Mängeln unserer Erkenntnis im Willen Gottes und in der idealen Sittenordnung selbst keinen Widerstreit geben kann.

Bieten also diese Konflikte keinen ernsten Einwand gegen die Einheitlichkeit des Sittengesetzes, so könnte eine andere Auffassung größere Schwierigkeiten bereiten. Während nämlich viele Tugendforderungen an sich trotz ihrer Verschiedenheit keinen eigentlichen Gegensatz bedeuten, kommt ein solcher angeblich zum Vorschein, wenn eine konkrete Einzelforderung und die tiefere seelische Tugendhaltung selbst sich gegenseitig aufzuheben drohen. In den sozialen Diskussionen der letzten zwölf Jahre hat der viel berufene Gegensatz von Gerechtigkeit und Liebe eine bedeutende Rolle gespielt. Noch schärfer und tiefer weitet sich die Kluft, wenn Ehre oder sittliche Sorge um die Ehre und Demut als Gebot an den gleichen Menschen herantreten und nicht bloß Einzelforderungen stellen, sondern der grundlegenden sittlichen Gesinnung der Person ihr Gepräge aufdrücken wollen. Seitdem Nietzsche das Verdammungsurteil über die christliche Mitleids- und Liebesmoral ausgesprochen und an Stelle der angeblich winselnden Sklavendemut des paulinischen Christentums die Ehre des hochgesinnten, starken, heroisch gegen das Leid und alle Sinnlosigkeit der Welt sich wehrenden Übermenschen gesetzt hat, ist in deutschen Ländern zumal der unaufhebbare Gegensatz zwischen Ehrbewußtsein und Demut immer wieder verkündet worden. Ja in diesem Wettstreit soll sich das endgültige Gericht über die semitische Gesinnung der aus Schwäche und Unfruchtbarkeit geborenen Demut und des gesamten auf ihm gründenden Christentums durch das Ethos der Ehre ergeben, das aus schöpfe-

rischem Kraftbewußtsein einer edleren Rasse entsprungen sei, und dem allein die Zukunft der erwachten Menschheit gehören dürfe.

Nun ist es in wissenschaftlichen Kreisen längst anerkannt, daß Nietzsche in gröblichster Verkennung des christlichen Gedankens das Mitleid Schopenhauers mit christlicher Personliebe verwechselt hat, und daß ihm Jesu Lehre über die Demut ganz fremd geblieben oder fremd geworden ist. Um so mehr zu verwundern ist es, daß auch heute noch der angebliche Widerstreit von Demut und Ehre einfach als Axiom geglaubt wird, und daß man sich nicht die Mühe nimmt, aus den klassischen Erklärern der katholischen Moral, den großen Theologen des Mittelalters, über das Wesen von Demut und Ehre Aufschluß zu suchen. Der hl. Albertus Magnus und der hl. Thomas von Aquin haben den anscheinenden Gegensatz von Demut und Ehre geradezu zum Ausgangspunkt ihrer Erörterungen über diese Tugenden genommen. Ein kleiner Streifzug durch die Lehre dieser Theologen, zumal des hl. Thomas von Aquin und seiner Erklärer, soll uns zeigen, wie aufgeschlossen und umsichtig diese Führergestalten das Bild der Demut und der Ehre gezeichnet und sich um eine Synthese in einer höheren Einheit bemüht haben¹.

Nach dem hl. Thomas besteht die Ehre in äußern symbolischen Handlungen und Gebärden, die unsere innere Hochschätzung und Anerkennung gegenüber dem Mitmenschen wegen seines Wertes und seiner Leistungen bekunden sollen. Ehre will Zeugnis und Ausdruck unserer guten Meinung über andere sein. Schon daraus ergibt sich der innige Zusammenhang von Ehre und gutem Ruf. Damit die äußere Bekundung der Ehre Wahrheit werde ohne Verstellung, muß sie aus der ehrlichen Überzeugung, aus einem echten Gefühl der Ehrfurcht entspringen. Und diese kann wiederum nur dann und so lange echt und wahr sein, als wirkliches Wertsein, tatsächliche Vorzüge in sittlicher Führung und andern Leistungen vorliegen oder wenigstens kein begründeter Verdacht des Gegenteils sich aufzwingt. Das gilt, soweit es sich um allgemein gesellschaftliche Ehrbarkeit des Privatmannes handelt. Der Inhaber einer sozialen Führer- und Vorrangstellung, der Beamte und Vorgesetzte im weltlichen und geistlichen Bereich, darf nach dem Aquinaten besondere Ehren beanspruchen. Die Vorgesetzten sind Teilnehmer an der göttlichen Befehls- und Leitungsgewalt. Neben der Gehorsamsleistung ist die Ehre der hervorragende Tribut, der einer solchen sozialen Führerstellung gebührt.

Ehrenbezeugungen sind darum keine sittlich gleichgültige oder bedeutungslose Sache. Sorge für eigene und fremde Ehre, im rechten Maß geübt, gehört zum unerläßlichen Pflichtenkreis des Menschen. Wir dürfen nicht gleichgültig sein gegen Ehre und Ehrbarkeit oder Ehrwürdigkeit, wenn diese Güter sittliches Gemeinschaftsleben überhaupt erst ermöglichen. Kein Familienleben, kein berufliches und gesellschaftliches Zusammenleben ist denkbar, solange jeder mit Grund an der Ehrenhaftigkeit des andern zweifeln und ihm den Zoll der äußern Ehre versagen müßte. Ehre ist sozusagen die Luft, in der sittliche Personen leben und atmen,

¹ Vgl. S. Albertus Magnus, *Commentarius in Ethic. Aristotelis*, lib. 4; S. Thomas, *Summa theolog.* 2, 2, q. 102—104 129 162.

unerläßliche Lebensbedingung einer wahrhaft menschlichen und sittlichen Gemeinschaft.

Ehre und begründeter Anspruch auf sie sind sodann ein gottgewolltes, wirksames Schutzmittel gegen die Verletzung unserer Ehre durch eigenes ehrloses Verhalten. Es bedarf keines langen Beweises, von welcher überragenden Bedeutung diese soziale Schutzfunktion ist. Nicht selten vermag die Rücksicht auf die Meinung der Umwelt einen schwachen Willen zu stützen, der sich sonst einer unehrenvollen Tat nicht erwehrt hätte. Ebenso ist es wohl bekannt, daß verurteilte Verbrecher und andere unsoziale Schädlinge gerade dadurch die letzte Stütze für ein ehrbares Leben verloren, weil sie — ob mit Recht oder Unrecht — glaubten, bei den Mitmenschen jede Hochschätzung verloren zu haben. Es ist ja nur zu begreiflich, daß eine entwurzelte Seele, die keine barmherzige Hand mehr fühlt und sich von der Gemeinschaft endgültig getrennt sieht, nun aus verzweifelterm Trotz ganz ehrlos sein will. Die überragende soziale Schutzfunktion ist auch einer der Gründe, weshalb geheime Schuld und Ehrlosigkeit noch nicht das Recht geben, ohne weiteres diese aufzudecken und den Täter im Besitz seiner bisher genossenen Ehre zu stören.

Ehre gebührt endlich dem Menschen, weil er Ebenbild und Kind Gottes ist. Gottes Größe und Herrlichkeit verdienen die erste und höchste Anerkennung. Ein Schimmer und Abglanz dieser göttlichen Ehre liegt aber in jeder Menschenseele, die mit dem Siegel der Gottesebenbildlichkeit und Gotteskindschaft gezeichnet ist.

Wer so die Bedeutung der Ehre und ihren Zusammenhang mit Ehrbarkeit und Ehrwürdigkeit betrachtet, versteht auch leicht, daß die einzelne Ehrenbezeugung für sich genommen keineswegs die Hauptsache ist. Grundlage aller Ehrenbezeugung bleibt die Ehrenhaftigkeit. Wir stufen ja auch die Bekundung der Ehre ab, je nachdem sie von einer geringeren oder höheren, mehr maßgebenden Stelle kommt. Und niemals kann ein äußeres Ehrenzeichen wahrhaft befriedigen, wenn das Zeugnis des Gewissens es als unverdient ablehnen muß.

Die erlaubte und notwendige Sorge für guten Namen und Ehre geht zuerst darauf aus, alles, was sittlich böse ist, als Grund der Ehrlosigkeit zu meiden, dann gemäß der sozialen Stellung sich das Recht auf gebührende Ehre zu verdienen und gegebenenfalls dieses Recht mit geeigneten Mitteln auch geltend zu machen. Insofern als die Grundlage der Ehre, die Tugend, mehr wert ist als Geld und Gut und selbst das Leben, steht die Sorge für Ehre und guten Namen auf höherer Stufe. Es ist besser, den Tod zu erleiden, als seine Ehre durch eine schimpfliche Tat zu beflecken. In dieser Weise auf seine Ehre bedacht zu sein, ist demnach mehr als eine untergeordnete Teilforderung der Sittlichkeit. Hier geht es um das Fundament der sittlichen und persönlichen Würde überhaupt. Darum verteidigt der hl. Thomas geradezu eine Ethik der Ehre. Alle Einzelpflichten des Sittengesetzes haben den ausgesprochenen Sinn, Ehre und Würde der freien Geistnatur als des Ebenbildes Gottes zu wahren und zu entfalten. Jede sittliche Makel bedeutet ein Vergessen der gottgegebenen Würde und Ehre.

So bestand für den Aquinaten keine Schwierigkeit, eine anscheinend spezifisch griechisch-aristokratische Schätzung der Ehre, wie sie in der aristotelischen „Hochgesinntheit“ zum Ausdruck kommt, unbefangen positiv zu werten und in sein christliches Tugendsystem einzugliedern. Jeder Kenner der aristotelischen Ethik weiß, mit welcher Liebe und Teilnahme die Hochgesinntheit des Weisen, Starken, Vornehmen geschildert wird. Dabei ist Aristoteles weit davon entfernt, einen Menschenverächter oder einen brutalen Gewaltmenschen zu zeichnen oder Hochgesinntheit mit Hybris und Hochmut zu verwechseln. Ausdrücklich wird auch bemerkt, daß es nicht in erster Linie auf die äußere Bezeugung der Ehre ankommt. Im Gegenteil, der wahrhaft Hochgesinnte achtet kaum darauf, was die Menge sagt, die doch unter ihm steht. Es ist ihm genug, daß er sich selbst das Zeugnis der Ehrenhaftigkeit geben kann. Ihm ist es vor allem um die großen Leistungen eines hochgesinnten Mannes zu tun, in denen seine Seele zur hochgemuten Kraft und Größe emporwachsen kann. Sicher spricht sich in einer solchen aristokratischen Wertung ein stark ausgeprägtes Wert- und Differenzbewußtsein aus. Die Menschen sind in ihren sozialen Fähigkeiten und Leistungen nicht gleich.

Aber gerade darin fühlt sich der hl. Thomas dem Weisen von Stagira verwandt, so wenig natürlich der Unterschied zwischen einem heidnischen Philosophen und einem christlichen Theologen übersehen werden kann. In dem Ideal der Hochgesinntheit findet Thomas nichts ihm Wesensfremdes. Im Gegenteil, die Heiligen und Helden der Kirche haben gerade dieses Ideal verwirklicht. Wie die aristotelische kriegerische Tapferkeit und Überwindung der Todesfurcht im christlichen Martyrer eine Verklärung und Steigerung erfährt, so wird auch die christliche Hochgesinntheit vor allem in der von apostolischem Eifer entbrannten Seele einen Geistesadel erzeugen, der alles Kleine oder Mittelmäßige weit hinter sich läßt. Solche Hochgesinntheit ist also kein Fremdkörper in der christlichen Tugendreihe, sondern eine ihrer edelsten Blüten.

In einer ausgesprochen aristokratisch fühlenden Natur wie Thomas von Aquin lag überhaupt kein Widerstreben gegen eine solche Einschätzung der Hochgesinntheit. Er kommt mit einem natürlich ungeschwächten Empfinden für Gliederungs- und Stufenbewußtsein an die Gestaltung der menschlichen Gesellschaftsverhältnisse heran. Der Sinn für Wertunterschiede und hierarchische Differenzierung liegt ihm sozusagen im Blut. Wie im Himmel die Ordnungen und Hierarchien der Engelwelt notwendig sind, um Gottes Herrlichkeit würdig kund zu tun, so muß auch auf Erden Abstufung und damit natürliche gottgewollte Gliederung sein. Dantes „Divina Commedia“ ist in dieser Hinsicht nur das getreue Echo des hl. Thomas. Eine extrem demokratische Nivellierung im Reiche des Geistes und in den irdischen Ordnungen der Gemeinschaft lag dem mittelalterlichen Denken so fern wie nur möglich. Standesgliederung und Standesehre bilden eine wesentliche Grundlage des gesellschaftlichen Gleichgewichts. Die Liebe zu Fahnen und Standarten und andern symbolhaften Äußerungen von Gruppenbewußtsein und Gruppenehre kam aus der gleichen seelischen Haltung, die im Gefühl für den *Ordo Universi* verwurzelt war.

Aber wie findet in solcher Haltung die Demut ihren Platz? Und wie kann sie sogar noch Fundament des christlichen Tugendbaues werden? Wie kann der Mensch zu gleicher Zeit hochgesinnt und auf hohe Dinge gerichtet sein und anderseits an der Niedrigkeit der Demut seine Freude haben? Daß enge, furchtsame und kleine Geister diese anscheinenden Gegensätze nicht zu vereinigen wissen, darf nicht verwundern.

Wenn in einem besondern Falle der Ausgleich zwischen den Forderungen der Ehre und der Demut Schwierigkeit macht, so folgt daraus noch nicht, daß ein grundsätzlicher Zwiespalt zwischen ihnen besteht. Die geniale Lösung des Widerstreits von Demut und Ehre, die Thomas von Aquin bietet, liegt darin, daß beide Tugenden in der gleichen Seelentiefe verwurzelt sind. Beide gründen im Verlangen des Menschen nach Ehre innerhalb der Gemeinschaft. Demut verneint nicht das hochgesinnte Streben nach ehrenvollen Leistungen, sie regelt und umzäunt es, damit es nicht dem Fluch der Lächerlichkeit in kleinlicher, eitler Ruhmsucht oder in unsozialer Streberei, aber auch nicht der Pest der Hybris und des unerträglichen Hochmuts zum Opfer falle. Sorge für die Ehre kann ebenso wie jedes andere gute Streben übersteigert werden. Ich muß anerkennen, daß auch der Mitmensch seine Ehre hat, und ich muß sie ebenso wie meine eigene der Schätzung werthalten.

Das Entscheidende der thomistischen Lösung liegt darin, daß die Demut nicht Schwäche und Niedrigkeit der Gesinnung bedeutet. Sie hat ein offenes Empfinden für Stufung und Gliederung zur Voraussetzung. Demut sieht den Wert der gegliederten Gemeinschaft, bejaht ihn von ganzem Herzen und ist bereit, alle ungeordneten Ansprüche der schwächlichen Selbstsucht hintanzusetzen und sich dem Ganzen einzugliedern. Demut ist Wahrheit. Es ist nicht nötig, seine wirklichen Vorzüge zu leugnen und mindern Wert des andern in unnatürlicher und unechter Selbstverkleinerung über eigenes Wertsein zu erheben. Aber Demut verbietet auch, sich in die Enge eigenen Seins einzuschließen und blind zu sein gegen wahre Größe des andern. Demut ist im tiefsten Grunde nur möglich im Angesichte des allein großen Gottes. Von ihm ist, was ich Gutes an mir sehe. Hochmut ist darum gottwidrig, ein Raub an Gottes Ehre. Demut verlangt nicht, daß der Vorgesetzte auf seine Macht und die ihm gebührende Ehre verzichte. Eines verlangt sie allerdings, die Anerkennung der mannigfachen natürlichen Grenzen. Ich bin nicht mein eigener Schöpfer. Gottes Hand hat mich ins Dasein gerufen. Gottes Macht und Vorsehung walten über mir, Gottes Gesetz tut sich in meinem Gewissen kund. Daß der Mensch sich Gottes Hand entwinden, daß er Gottes Größe nicht anbeten will, das ist letztlich die Hybris des Geistes, der Anfang aller sittlichen Unordnung.

Wenn der hl. Augustinus die Demut als Fundament des christlichen Tugendbaues bezeichnet, so will das Thomas nicht in Abrede stellen, aber bei der Frage, ob die Demut die höchste aller Tugenden ist, sagt er unbedenklich nein, nicht anders als Augustinus auf das „fundamentum humilitatis“ das „fastigium caritatis“ baut. Tugendgipfel ist die Gottesliebe. Größer als die Demut ist auch die Gerechtigkeit. Aber das alles tut dem wahren Wert und der unerläßlichen Notwendigkeit der Demut keinen Ein-

trag. Die Demut verachten, heißt seelisch blind und krüppelhaft sein, heißt kein Empfinden besitzen für fremde und überragende Größe, vor allem für die Größe des unendlichen Gottes, kein Gefühl haben für die Erhabenheit göttlich geoffenbarter Wahrheit, stumpf sein gegen die größere Gemeinschaft und ihre überwiegenden Interessen, kurz einen entscheidenden sittlichen Mangel bekunden. Weil also Demut Wahrheit ist, kann sie dem gottgegebenen und gottgewollten Ehrgefühl nicht widerstreiten.

Mehr als alle Theorie hat das Leben die Vereinbarkeit von Demut und Hochsinn gezeigt, vor allem das heldische Leben der christlichen Heiligen. In ihnen war der Gedanke lebendig, daß Menschsein zugleich geschöpfliche Kleinheit und Größe durch göttliche Berufung besagt. In mannigfachen Unterschieden zeigt sich in ihnen das Streben, Demut und Hochsinn zu einen. Die Demut der verborgen lebenden Klosterfrau und Mystikerin hat anderes Gepräge als die Demut des großen Führers von Kirche und Reich, anderes auch als die des Kirchenlehrers und Verteidigers der katholischen Wahrheit gegen Irrwahn und Glaubenslosigkeit. Sind Albert der Große und sein Schüler Thomas von Aquin nicht eine lebendige Verkörperung ihrer Lehren über Demut und Ehre? Die göttliche Vorsehung hat sie auf den Leuchter gestellt und zu Führern im Reich des Geistes gemacht. Ehren haben ihnen schon während ihres irdischen Wandels nicht gefehlt. Und doch war ihnen auch die christliche Demut des Priesters und Bischofs, des allzeit gehorsamen Ordensmanns das untrügliche Siegel echter Heiligkeit und Gottgefälligkeit. Es gibt kaum einen wirksameren Erweis für die Möglichkeit eines harmonischen Bundes von Demut und Ehre, als das Denken und Handeln solcher Führergestalten. Und ihnen voraus geht der Weltapostel Paulus, der in echter Selbstverdemütigung sein Nichts vor Gott ausbreitet und dennoch voll heiligen Selbstgefühls die Gnade seiner apostolischen Berufung und seines wunderbaren apostolischen Wirkens nicht genug zu rühmen weiß. Ja der Gottessohn selber hat sich sowohl erniedrigt und Menschengestalt angenommen als auch aus eigenem Recht erhoben über alle Welt, so daß sich in seinem Namen die Kniee derer beugen, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind.

Probleme der Deutschreligion

Von Anton Koch S. J.

Die große Kanzlerrede vom 30. Januar dieses Jahres sprach unter anderem auch von einem „Grüppchen völkischer Ideologen, das glaubt, die Natur wäre nur dann glücklich zu machen, wenn sie die Erfahrungen und Ergebnisse einer zweitausendjährigen Geschichte vertilgt, um im vermeintlichen Bärenfell aufs neue ihre Wanderungen anzutreten“. Hat es der Kanzler auch vermieden, die Kreise, die er dabei im Auge hatte, ganz eindeutig mit Namen zu nennen, so kann man doch nach Lage der Dinge annehmen, daß er sich mit diesen Worten gegen solche wenden wollte, die auf religiös-weltanschaulichem Gebiet — ein anderes kommt offensichtlich gegenwärtig nicht in Frage — den Rückzug in die Vergangenheit mit